

Tagung: „Evaluation als Grundlage und Instrument kulturpolitischer Steuerung“ 29 – 30 August 2007 in der Bundesakademie Wolfenbüttel

Beitrag von Michael Wimmer

## **"Kunst, Kultur und Evaluierung - einige grundlegende Überlegungen zur einem prekären Verhältnis"**

Lassen Sie mich mit zwei Einschränkungen beginnen.

Erstens: Bin Musikerzieher und Politikwissenschaftler und kein eidesstattlich geprüfter Evaluierer. Als Geschäftsführer von EDUCULT, einer kultur- und bildungspolitischen Grundlagen- und Beratungseinrichtung mit Sitz in Wien halte mich aber gerne in Grenzregionen auf, dort wo Unvermitteltes aufeinanderstößt, in unserem Fall Kunst und Rationalität bzw. Ästhetik und Sozialwissenschaft, eine gute Gelegenheit, um Reibungswärme zu erzeugen.

Zweitens: Ich komme aus Österreich, aus einem Land mit einem reichen kulturellen Erbe, in dem aber die Erwartungen in eine, evaluativ getragene „Evidence Based Policy“, vor allem im Bereich der Kulturpolitik noch sehr unterentwickelt sind.

Erwarten Sie also keine elaborierten Ausführungen zum Thema Evaluierung im Kulturbereich – Das werden Berufenere tun.

Statt dessen verstehe ich mich als Mitglied der Vorgruppe, deren Job darin liegt, den Gegenstand anhand einiger Widersprüche offenzulegen, damit das Publikum aufzuwärmen und für Stimmung zu sorgen, auch wenn der Titel "Kunst, Kultur und Evaluierung - einige grundlegende Überlegungen zur einem prekären Verhältnis" noch etwas akademisch klingt.

Also lasse ich erstmals meinen Assoziationen freien Lauf, vielleicht finden sich ja für ihre eigenen Überlegungen nützlich und erwägenswert.

### *Kunst als versteinerte Formen des ökonomischen Lebens*

Ich beginne bei meiner Sommerlektüre. Da habe ich wieder Michael Baxandalls Band „Die Wirklichkeit der Bilder“ hervorgeholt und darin geschmökert. Baxandall ist einer der führenden internationalen Kunsthistoriker mit Schwerpunkt Renaissance, der viele Jahre am Warburg Institut in London geforscht hat.

Baxandall berichtet in diesem Buch über die Auftragsverhältnisse zur Produktion von Altarbildern und Fresken in Italien des 15. Jhdts. Diese Kunstwerke sind nicht einfach entstanden als eine genialische Eruption eines extraterritorialen Ausnahmemenschen, genannt Künstler sondern als ein Resultat einer klaren vertraglichen Vereinbarung zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer, um eine Lieferung sicher zu stellen, die in der Regel dem entsprach, was der Auftraggeber mehr oder weniger genau vorgeschrieben hatte.

Dieser Umstand konnte sich nach Baxandall durchaus in dem Aussehen der Bilder niederschlagen: „Die Beziehung, von der die Malerei ein Ausdruck ist, war in erster

Linie eine Geschäftsbeziehung, und einige der ökonomischen Praktiken der Zeit sind ganz konkret in den Gemälden verkörpert.“

Geld spielt in der Kunstgeschichte seit jeher eine wichtige Rolle. Die Beispiele Baxandalls aber gehen darüber hinaus. Er spricht von einer engen Geschäftsbeziehung, die unmittelbare Auswirkungen auf die Malerei gehabt habe, etwa indem der Klient bereit war, nicht für ein Werk zu zahlen, sondern auch die einzelnen Modalitäten der Vergütung definiert hat.

Diesen Produktionsbedingungen folgend hat ein Auftraggeber wie Borso d'Este, der Herzog von Ferrara, der seine Gemälde prinzipiell nur nach dem Quadratfuß bezahlte – für die Fresken im Palazzo Schifanoia war sein Kurs zehn bolognesische Lire pro Quadrat-pede – eine andere Sorte Gemälde erhalten als ein kommerziell kultivierter Mann, etwa der Florentiner Kaufmann Giovanni de'Bardi, der den Maler für Material und Arbeitszeit entlohnte. Im übertragenen Sinn könnte man also sagen: Der Auftraggeber hat bekommen, was er verdient hat.

Die im 15. Jhdt. bestehenden verschiedenen Formen, Herstellungskosten zu berechnen, sowie die unterschiedlicher Bezahlung von Meistern und Gehilfen sind damit tief in den Stil der Gemälde eingegangen, wie wir sie heute sehen.

Daraus ergibt sich Baxandalls These: Gemälde stellten versteinerte Formen des damaligen ökonomischen Lebens dar.

Was lernen wir daraus? Geld als zahlenmäßig einfach darstellbare Form des Wertes von Kunst war schon immer wichtig. Ebenso wichtig aber waren detaillierte Kenntnisse zur Kunst beim Auftraggeber. Für die Produktion guter Kunst war nicht nur das Geld sondern auch der Kunstverstand des Auftraggebers unabdingbar. Eine Feststellung, die unmittelbare Assoziationen zur Auftraggeberschaft von heute wachruft.

Denn - das lehrt uns Baxandall - das Verhältnis von Auftraggeber und Auftragnehmern hatte unmittelbare Auswirkungen auf Form und Inhalt künstlerischer Produktion oder allgemeiner: Dass das, was wir sehen, wesentlich davon abhängt, in welcher Weise wir drauf schauen.

Und – so meine erste These - Evaluierung ist eine sehr spezifische Art, auf das, was in unserem Fall kulturell passiert, zu schauen und aus dem Geschauten Wertungen vorzunehmen.

In dem Zusammenhang erlaube ich mir, auf den Definitionsversuch von Evaluierung meines Koreferenten Reinhart Richters, den er dankenswerter Weise bereits vorab zur Verfügung gestellt hat, hinzuweisen. Er spricht von einer „vertieften systematische Informationsgewinnung und Bewertung eines Themenfeldes, einer Institution, eines Projektes, eines Prozesses, um Ziele, Zielerreichung, Wirkungen, Ressourcennutzung, Prozesse zu bewerten, darüber zu kommunizieren und aus zu lernen“.

Das klingt unverfänglich und erscheint zumindest auf den ersten Blick weitgehend neutral, ist es aber nicht, weil auch eine noch so vertiefte, systematische Form der Informationsgewinnung nicht darum herum kommt, zu selektieren. Es sind nie alle

Informationen verfügbar. Und es ist niemand da, der sagen könnte, welche Informationen sich letztendlich als relevant herausstellen werden.

Stattdessen entscheidet die Art und Umfang der Informationsgewinnung wesentlich über das letztendliche Resultat jedweder Evaluierung.

*Wie halten wir es mit den externen Faktoren?*

Und manchmal übersteigen die Realitäten jede noch so akribische Systematisierungsversuche:

Dazu eine Mitteilung vom 18. August in einer Wiener Tageszeitung:

„Die Kreditkrise in den USA wird mit zeitlicher Verzögerung die Preise am internationalen Kunstmarkt drücken. Damit rechnet der Multimiliardär und Kunstkennner Eli Broad: „Viele Käufer zeitgenössischer Kunst (die Borso d'Este der heutigen Zeit) sind Hedge-Fonds-Manager und andere Investoren“ – und die haben es derzeit schwer und viel Geld verloren“, so Broad. Er geht davon aus, dass es zu einer Preisanpassung kommt, möglicher Weise nicht sofort aber auf jeden Fall innerhalb der kommenden sechs bis zwölf Monate.

Und die Meldung fügt eine Vorgeschichte hinzu, die besagt, dass neue zahlungskräftige Kundschaft aus China und Indien seit 1996 die Preise auf das Vierfache hinaufgetrieben habe. Allein heuer hätte das Preisniveau Art Market zufolge noch einmal um 50 % zugelegt.

Nun gehe ich nicht davon aus, dass sich in den letzten zehn Jahren das Wissen um die Bedeutung der klassischen Moderne in diesen beiden Ländern exponentiell angestiegen ist. Stattdessen gehe ich davon aus - und das wäre meine zweite These - dass durchaus externe Faktoren erhebliche Auswirkungen auf das, was wir als jedenfalls betriebswirtschaftlichen Wert kultureller Güter begreifen, haben können. In unserem Fall ist das halt zufällig die Unfähigkeit einer wachsenden Anzahl von US-amerikanischen Hausbesitzern, ihre Hypothekarkredite zurückzuzahlen.

Und noch ein dritter Anlauf aus dem Bereich von Bildung und Ausbildung, der in den letzten Jahren gerade zu von einer Evaluierungshysterie erfasst worden ist (PISA: Bologna-Prozess) und im Rahmen dessen der Bereich der kulturellen Bildung, mit dem ich mich kulturpolitisch besonders intensiv beschäftige, ein Sonderfall darstellt.

*Evaluierung zwischen Analyse und Umsetzung*

Ebenfalls vor wenigen Tagen ist ein Interview im Spiegel mit dem Doyen der deutschen Pädagogenschaft, Hartmut von Hentig anlässlich der Veröffentlichung des zweiten Teils seiner Memoiren *Mein Leben bejaht – Schule, Polis, Gartenhaus* erschienen. Er kommt dort u. a. auf die wachsende Verunsicherung zu sprechen, die Schulen ebenso wie Eltern angesichts der PISA-Ergebnisse erfasst habe.

An sie gerichtet meint er noch recht lapidar: „Die Leistung einer Schule lässt sich nicht durch internationale Tests in einzelnen Kompetenzen ermitteln.“

Und kommt dann aber auf persönliche Erfahrungen zu sprechen; „Im hoch gelobten PISA-Land Schweden gibt es heute praktisch nur mehr drei Fächer: Schwedisch, Mathematik und Englisch. Der Rest wird als unwichtig erachtet, weil er nicht getestet wird: Und dann fragt er: „Ist Musikunterricht nicht genau so wichtig, zum Beispiel gerade um die Schüler auf wirksame Weise in Disziplin zu üben – Selbstdisziplin im Dienst einer Leidenschaft?

Und um noch eins draufzusetzen: Eine differenziertere Analyse der PISA-Ergebnisse – jedenfalls in Österreich – hat ergeben, dass Hauptschüler, das sind bei uns diejenigen SchülerInnen, denen gemeinhin die geringste Lernfähigkeit zugesprochen, über mathematische Kompetenzen verfügen, die im Durchschnitt über dem Niveau einzelner Klassen von Gymnasien liegen. Ein Umstand, der nur sehr bedingt als glaubwürdiges Argument für die Beibehaltung des dualen Bildungssystems angeführt werden kann.

Dies aber könnte zu einer dritten These führen, die darauf hinausläuft, dass bestimmte Formen der Evaluierung nicht nur Argumente zur bestmöglichen Entscheidungsfindung entwickeln helfen sondern bestimmte Entscheidungen bereits in ihren Verfahren implizieren; etwa dann, wenn bestimmte Unterrichtsinhalte gar nicht mehr verhandelt werden, weil sie als nicht evaluierbar erscheinen, wir es also bei Evaluierung nicht nur um ein Instrument zur Informationsaufbereitung sondern zur Durchsetzung expliziter und auch impliziter Vorgaben zu tun haben; jedenfalls keine neue Entscheidungsräume eröffnet sondern schließt.

Das waren einige Beispiele, die jedenfalls bei mir Zweifel an der Neutralität evaluativer Verfahren im Sinne der Hoffnung nach schierer Effizienzsteigerung bei weitgehender Aufrechterhaltung der davon betroffenen Inhalte nähren.

### *Eigene Erfahrungen*

Diese Zweifel wurden durch eigene Erfahrungen noch einmal verstärkt zugleich aber auch relativiert. Und weil persönliche Geschichten die Anschaulichkeit fördern, erzähle ich ihnen meine eigene:

Wie manche von Ihnen vielleicht wissen, war ich in Österreich fast zwanzig Jahre lang Leiter einer ausgelagerten ministeriellen Einrichtung, die sich vor allem mit Fragen der kulturellen Bildung und der Kunst- und Kulturvermittlung beschäftigte. Sie hat sich zu einer fixen Einrichtung an der Schnittstelle vor allem zwischen den Schulen und dem Kulturbetrieb entwickelt. Sie wies aber auch ein Spezifikum auf, das darin bestand, dass sie ursprünglich von einem sozialdemokratischen Unterrichtsminister gegründet worden war.

Als es zu einem politischen Farbenwechsel an der Spitze des Ressorts kam, ließ die erste Reaktion der nunmehr politisch Verantwortlichen nichts an Deutlichkeit vermissen: Abdrehen, Zusperrern, Einstampfen,....

Etwas kühler Köpfe warnten vor voreiligen Schlüssen und empfahlen stattdessen, zuerst einmal eine umfassende Evaluierung durchzuführen. Meine Vermutung: Eine solche Evaluierung würde schon etwas zu Tage fördern, das eine Beendigung öffentlich rechtfertigen würde.

Ich nehme das Ergebnis vorweg: Die vorgenommene Evaluierung führte nicht zur Schließung des Unternehmens. Sie warf aber eine Reihe von wichtigen Fragen auf deren Beantwortung eine wesentliche Dynamik in der Organisationsentwicklung ausgelöst hat.

Auffallend war einmal die große Unsicherheit der Auftraggeber, als es darum ging, nachvollziehbare Evaluierungsziele zu benennen. Klar war nur die existentielle Spannung zwischen den Auftraggeber-VertreterInnen, die ein Ergebnis sehen wollten, das ihren Machtanspruch befriedigte sollte und da war auf der anderen Seite das Büro, das sich weitgehend vor den Kopf gestoßen fühlte, dass man überhaupt auf die Idee kommen konnte, ihre hoch idealistisch aufgeladenen Leistungen und ihr Engagement einer Überprüfung zu unterziehen.

Wir als Team entsprachen damit durchaus dem Bild, das Reinhart Richter zeichnet, wenn er in seinem Abstract meint, „Personen in der Kulturarbeit neigten häufig dazu, ihre Arbeit als persönliches Gesamtkunstwerk zu verstehen, da stört systematische und kontinuierliche Evaluation – aber das würde langsam besser, fügt er hinzu“.

Relative Randerscheinungen blieben in diesem Evaluierungskonflikt die, für die wir das ganze Theater aufführten, die Lehrer, die Künstler, andere Institutionen-Vertreter, denen aber in diesem Drama fürs erste bestenfalls als quantifizierbare Betriebsgrößen nur eine sehr untergeordnete Rolle zugeordnet war.

Insgesamt stellte das Evaluierungsergebnis einen Kompromiss zwischen zwei Konfliktpartnern dar. Ein neuer, den Konflikt relativierender Player war dazwischen getreten und ermöglichte es, allen Seiten ihr Gesicht wahren zu lassen.

Das Büro konnte seine Arbeit fortsetzen und zumindest einige von den MitarbeiterInnen fanden heraus, dass eine solche Evaluierung auch etwas sehr Gutes haben kann, weil es – adäquate Settings vorausgesetzt - die Qualität und damit den Professionalitätsanspruch der eigenen Arbeit auf bisher nicht bedachte Weise sichtbar zu machen vermag.

Während wir also begannen, mit Hilfe von externen Beratungsunternehmen einen umfänglichen Prozess der Reorganisation in Ganz zu setzen, ein Leitbild zu entwerfen, Produkte zu entwickeln und zu beziffern, Instrumente der Qualitäts- und Produktivitätsentwicklung zu implementieren und untereinander Leistungsvereinbarungen zu treffen, beschränkten sich die Auftraggeber auf eine einfache Antwort auf die für ihn unbefriedigenden Evaluierungsergebnisse.

Diese bestand schlicht darin, die Mittelzuweisungen drastisch zu reduzieren, im ersten Jahr um 25%, dann nur um weitere 10% und weil das Werkel noch immer funktionierte: So und jetzt zeigt, was ihr könnt, nochmals um 25%.

Diese Vorgaben haben unsere Reorganisationsbemühungen – jedenfalls am Anfang – durchaus stimuliert. Wir haben die Herausforderungen - nach einigem Zögern - als wesentlichen institutionellen aber auch persönlichen Lernschritt angenommen. Mit externer Beratungsleistung Fortbildung betrieben, eine Review-Kultur eingeführt, Feedback-Schleifen eingezogen und damit durchaus neue Frei- und Gestaltungsräume erobert. Eine Entwicklung, die wesentlich unseren Begriff von

Qualität kultureller Arbeit geschärft hat, ein Feld, das zugegebener Maßen nach wie vor mir sehr unterentwickelt zu sein scheint.

### *Evaluation und Qualitätsentwicklung*

Qualitätsvorstellungen sind im Kunst- und Kulturbetrieb nicht neu, sie werden auf der Ebene der Preise, der Fachdiskurse und natürlich auch der kulturpolitischen Entscheidungen verhandelt. Und doch gibt es immer wieder eine spezifische Zurückhaltung, etwa wenn es um die Bewertung der Prozesshaftigkeit von Kultur geht. Entstanden ist eine „Kultur der Selbstverständlichkeit“, die vermeint, die Qualität kultureller Arbeit verstünde sich aus sich selbst heraus. Dies trifft insbesondere auf das Feld der kulturellen Bildung zu, wo eine Qualitätsdiskussion noch weitgehend aussteht.

Ich bringe in diesem Zusammenhang noch einmal eine persönliche Erfahrung: Mitte August 2007 gab es in 3sat einen Thementag „Televisionen in Schwarz Weiß“ Der Fenstergucker berichtete von der Errichtung des neuen Festspielhauses in Salzburg (einer großen kulturbetrieblichen Investition, würden wir heute sagen): Was vor allem auffiel, war eine völlig andere Sprache des Kommentators. Aus jeder Satzkonstruktion triefte quasi der Geist einer vergangenen Zeit. Dieser Moderator hätte das Wort „Evaluation“ überhaupt nicht in den Mund nehmen können, Statt dessen zelebrierte er eine liturgische Handlung, erfüllt von Begriffen wie „Ewigkeit“, „Innerlichkeit“, „Eigentlichkeit“, „Ruhm“, „Dienst“, die unmittelbar die unüberbrückbare Differenz zu betriebswirtschaftlichen Äußerlichkeiten deutlich machten.

Und wenn Sie Wolf Lepenies jüngstes Buch „Kultur und Politik“ mit seinen Herleitungen kultureller Innerlichkeit aus dem Geist der Transzendenzphilosophie lesen, dann finden Sie dort die Erklärung für diesen Fernsehbeitrag.

Dass sich andere Länder mit einer stärker pragmatischen oder utilitaristischen Tradition leichter tun, sehen wir an der Evaluierungspraxis des anglo-amerikanischen Kulturbetriebes, womit, Kulturpolitik weitgehend in Sozialpolitik überführt wurde.

Während in den deutschsprachigen Ländern die Überbrückung der kategorialen Differenz zwischen künstlerischem Urteil auf der einen Seite und sozialwissenschaftlichem Bewertungsanspruch auf der anderen noch einige kulturpolitische Kreativität abverlangen wird.

### *Zurück zur Geschichte des Österreichischen Kultur-Service:*

Drei Jahre später haben wir mit einem neuen inhaltlichen Konzept weg von der Innenorientierung hin zu einer verstärkten Außenorientierung gegenüber unseren Partnern und Kunden aber auch ökonomisch, jedenfalls was den Bereich der Drittmittelakquisition betrifft, eine tolle Performance hingelegt.

Ergebnis – siehe die aktuellen externen Faktoren auf dem Kunstmarkt, die konservative Partei ging im Februar 2000 mit dem Nationalpopulisten Jörg Haider eine Koalition ein und schloss das Unternehmen als eine eigenständige Einrichtung just zum Zeitpunkt seiner nachweisbar höchsten Produktivität.

### *Evaluierung als Form der Repolitisierung*

Ich schildere Ihnen diese persönlichen Erfahrungen auch deswegen etwas ausführlicher, weil ich Ihnen meinen Verdacht explizieren möchte, der darin besteht, dass es sich beim Einsatz evaluativer Methoden nicht um eine Form der Entpolitisierung sondern ganz im Gegenteil der Repolitisierung handelt.

Der Grund liegt in der schieren Interessenslastigkeit derer, die an Evaluierungsprozessen beteiligt sind, das trifft gleichermaßen die Auftraggeber, die politischen und administrativen EntscheidungsträgerInnen, die Evaluierer selbst und die, deren Tätigkeit evaluiert werden soll.

### *An den öffentlichen Mitteln liegt es nicht – wohl aber an den Interessen*

Die verstärkte Notwendigkeit von Evaluation wird gerne mit dem Argument begründet, es seien immer weniger Mittel verfügbar. Aber, bei Lichte betrachtet, stimmt denn das wirklich, etwa wenn man einen Vergleich zur Situation vor dreißig oder vierzig Jahren heranzieht, als der Betriff der Evaluierung, jedenfalls im Kunst- und Kulturbereich noch völlig unbekannt war.

Statt dessen vermute ich, dass noch nie soviel Mittel da waren (wie im übrigen auch so viel an Kunst- und Kulturproduktion); entscheidend aber bleibt, wer und welchen Umständen darüber zu verfügen vermag. Und da ist mittlerweile ein heftiges Gerangel entbrannt.

### *Evaluierung und der Austausch von Entscheidungseliten*

Vor diesem Hintergrund stellt der verstärkte Einsatz evaluativer Methoden auch ein wichtiges Instrument zugunsten eines radikalen Austausches der Entscheidungseliten dar. Sehr generell gesprochen hat sich noch vor vierzig Jahren eine weitgehend hermetische Gruppe von Bildungsbürgern an den Schaltstellen der Macht ausgemacht, welche Kunst ihnen entspricht und daher gefördert werden muss (die haben dann auch so gesprochen wie im „Fenstergucker“).

Nach einem kurzen Intermezzo der ganzheitlichen Kulturidealisten einer soziokulturellen Avantgarde der 1970 und wohl noch 1980er Jahre, die nochmals so etwas wie eine kulturelle Eigentlichkeit beschworen hat, schwingen sich heute die Betriebswirte auf, die Definitionsmacht über den Kunst- und Kulturbetrieb zugunsten seiner optimierten Verwertung zu übernehmen. Dabei spricht der ideologisch aufgeladene Kontext einer ökonomisch getriebenen Globalisierung durchaus für sie.

Sie erkennen das Ergebnis ganz unmittelbar: Die „Neuen“ schauen anders aus, führen einen anderen Diskurs, haben andere Erfolgserwartungen.

### *Kultur ist eine Form der Verschwendung*

Da hilft nur mehr wenig, dass ausgewiesene Marktwirtschaftler wie Wolf Lotter, und Mitbegründer der Wirtschaftszeitschrift Brand eins, nochmals die Idee der Verschwendung ins Treffen zu führen (siehe dazu sein Buch „Verschwendung oder Die Wirtschaft braucht Überfluss“).

Bei ihm heißt es: „Der Mensch will aus dem Vollen schöpfen, Kultur sei nie auf Knappheit oder Verzicht ausgerichtet und die Wirtschaft braucht den Überfluss, um Produkte zu schaffen. Verschwendung ist unerlässlich für eine funktionierende Marktwirtschaft, denn nur sie sorgt dafür, dass investiert und das Rädchen am Laufen gehalten wird, das heißt Arbeitsplätze geschaffen und Produkte hergestellt werden. Geiz und Sparsamkeit wirken wie eine Zwangsjacke, während Vielfalt und Verschwendung für Befreiung sorgen“.

Das war wohl eine der zentralen Fehlinterpretationen von Hermann Glaser und Co, die Kultur zu einem Grundnahrungsmittel umzudeuten versuchten. Dem ist nicht erst seit heute entgegen zu halten, dass Kultur immer auch ein Element der Verschwendung inne wohnt. Kultur verweist unabdingbar auf das Ungenutzte, Zeit, Muße, Experiment und Versuch. Nur als solche kann sie als Quelle des gesellschaftlichen Reichtums, von Vielfalt und von Möglichkeitssinn verstanden werden.

Ökonomie aber setzt Knappheit von Gütern voraus, die deren Exegeten vorgeben, bestmöglich zu verwalten. Kultur hingegen – jedenfalls wie sie im ursprünglichen Konzept des Fortschreitens vom Rechtsstaat über den Sozialstaat hin zum Kulturstaat vorgesehen war – bedarf des Überflusses von Ressourcen und ihrer Verschwendung. Nur so kann die Idee des Experiments, der Überraschung, der Neugierde und des Spiels in unseren kulturellen Erwartungen aufrechterhalten werden.

Entscheidend bleibt, wer über die Definitionsmacht von Kultur verfügt. Und das sind immer weniger diejenigen, die unmittelbar in Kunst- und Kulturprozessen involviert sind.

Statt dessen erleben wir, so scheint mir, einen Prozess einer schleichenden Entdemokratisierung und Entpersönlichung, zugunsten immer weniger und dazu noch anonym werdender Akteure, die durch Verfahren der scheinbaren Objektivierung mittels Daten und Fakten auch im Kunst- und Kulturbereich abgesichert werden sollen.

Demgegenüber aber sind Kunst- und Kultur (und damit auch der Bildung) die Orte von Subjektivität per excellence. Wenn es noch eine Definition von Kunst gibt, dann liegt sie wohl darin, dass sie über jede Definition hinauszuweisen vermag und in der Lage ist, jedwedes rationale Korsett zumindest in seiner Möglichkeitsform hinter sich zu lassen. Und über eine solche Definition von Kunst können wir nicht ökonomisch entscheiden, dazu bedarf es der Politik.

*Evaluierung ist eine Kunst oder Kunst stellt selbst eine Form der Evaluierung dar*

Eine so verstandene Kunst aber ist selbst eine Form der Weltwahrnehmung, der Informationsgewinnung, Verarbeitung und Bewertung und damit eine Form der sinnlich erfahrbare Form der Evaluierung. Und es kommt wohl auf uns an, ob und wenn ja, in welcher Form wir Nutzen aus dieser Form der Evaluierung ziehen wollen oder ob wir uns eher von kunstfremden Methoden Erfolg versprechen.

## *Intentionen von Evaluierung*

Abschließend möchte ich mich outen und Evaluierung im Kunst- und Kulturzusammenhang dann als positiv bewerten,

- wenn es sich einfachen Answererwartungen verweigert,
- wenn es die Reflexionsfähigkeit der Akteure fördert, die in der Lage sind, den Umstand einzubeziehen, dass jede Form der Bewertung unmittelbare Auswirkungen auf die inhaltliche Ausgestaltung hat,
- wenn es die Entwicklung eigenständiger, auch politisierbarer Haltungen möglichst aller Beteiligten fördert,
- wenn es die Freiheitsgrade vergrößert und das kulturelle Leben reicher macht,
- wenn es Kunst und Kultur als eine Form der Kommunikation zwischen Produzenten und Rezipienten, die eine gleichwertige Berücksichtigung verdienten, Rechnung trägt,
- wenn die Evaluationsmethoden selbst kreativ sind, in dem sie den besonderen Bedingungen des Kulturbetriebs Rechnung tragen und
- wenn Evaluierung darüber der utopische Gehalt des Möglichkeitssinns zu retten mit Inhalt zu füllen vermag dann gewinnen sie mich als einen Fan der Evaluierungsgemeinde.

## *Kunst und Möglichkeitssinn – Evaluierung und Wasfüreinsinn*

Ich schließe mit einem Plädoyer des Künstlers und Kunsttheoretikers Bazon Brock zum Thema Kunst mit ihren eigensinnlichen Qualitäten:

„Kunst schafft neue Zugänge zum Verstehen des Wirklichen durch gestaltende Eingriffe und schärft auf dies Weise den „Möglichkeitssinn“. Sie schafft in besonderer Weise die Möglichkeit zu einer pluralistischen Gesellschaft, ein überkommenes Denken, Fühlen und Handeln in dichotomen Kategorien (Freund-Feind, Gut-Böse, Öffentlich-Privat, Innen-Außen,...) zu überwinden“.

Es wird also - ob sie es wollen oder nicht - entscheidend von Ihnen und ihren Vorstellungen, Erwartungen, Kenntnissen und wohl auch ihrem Reflexionsvermögen im Feld von Kunst und Kultur abhängen – ob sich der heutige Kunst- und Kulturbetrieb weiterhin als versteinerte Form der ökonomischen Verkehrsformen darstellt oder darüber hinauszuweisen vermag.

Und ganz zuletzt noch einen Rat nicht nur für diese Veranstaltung: Wenn Sie eine Evaluierung vorhaben, vergessen Sie nicht, auch die Evaluierer zu evaluieren!

## **Kontakt**

Dr. Michael Wimmer  
EDUCULT - Denken und Handeln im Kulturbereich  
Institute for Cultural Policy and Cultural Management

quartier 21/MQ  
Museumsplatz 1/e-1.6  
A-1070 Wien/Österreich

Tel + 431 522 31 27 20  
Fax + 431 522 31 27 30  
Mobil + 43 699 12 17 06 19

Email [michael.wimmer@educult.at](mailto:michael.wimmer@educult.at)  
Website [www.educult.at](http://www.educult.at)